

28. November 2021, 11.00 Uhr

Stiftskirche Tübingen

11-UHR-GOTTESDIENST

AM 1. ADVENT

(PREDIGER: VOLKER LEPPIN)

Predigt

Liebe Gemeinde,

wenn man seine Bibel so von vorne bis hinten liest, dann kann man sich schon manchmal fragen wie doof gewisse Leute eigentlich sein konnten, auch die verehrtesten: Dreimal haben die altherwürdigen Väter demnach denselben Fehler gemacht. Zweimal war es Abram, einmal Issak, der seine Frau benutzte, um sich selbst zu schützen, der ihre wahre Identität verschleierte – maskierte, um diesen Begriff für unsere Predigtreihe hier aufzugreifen -, weil er sich aufgrund ihrer Schönheit gefährdet sah. Das erste Mal wird von dieser üblen Verschleierung der Wirklichkeit in unserem heutigen Predigttext erzählt. Er steht im 1. Buch Mose im 12. Kapitel:

** Gen 12,10-20 **

Ob die erste Erzählung auch die älteste ist, muss hier nicht entschieden werden. In jedem Falle spricht vieles dafür, dass die Väter vielleicht gar nicht so doof waren, drei Mal denselben Fehler zu machen, sondern die Erzähler im Alten Israel den Stoff so interessant fanden, dass sie ihn als eine Art Schwank in

immer neuen phantasievollen Varianten erzählen wollten, irgendwie immer wieder den Kopf schütteln wollten über das, was sie da schilderten. Was da geschehen ist, klingt jedenfalls in dieser Fassung in 1. Mose 12 noch deutlicher als in den anderen an, auch wenn es mehr zu erschließen ist, als dass es berichtet wird.

Achtet man nämlich auf die Abläufe, so ist es so versteckt und so grausam wie mit den berühmten Gedankenstrich, hinter dem Heinrich von Kleist in der Novelle „Marquise von O...“ die Vergewaltigung der Marquise schamhaft oder komplizenhaft versteckt. Sarai nämlich ist Schicksalsgenossin der Marquise, so wird aus dem Erzählverlauf deutlich: Die Ägypter, so heißt es, finden sie schön und bringen sie in das Haus des Pharaos – welches Haus das ist, wird erst nachher deutlich, als der Pharaos sagt, er habe sie sich zur Frau genommen: Man muss sich das Haus wohl als Harem vorstellen – Sarai wurde zur Nebenfrau, der Pharaos hat mit ihr geschlafen.

Oder, so müsste man wohl im Duktus der Erzählung sagen: Er hat sie sich genommen.

Denn das Ganze ist eine Erzählung von Männern, die Frauen missachten, missbrauchen und vergewaltigen. Männer, die ihre Welt um Macht, Einfluss und Herrschaft bauen. Männer, die eine Frau zum Objekt machen. Abram gibt sie mal lieber gleich preis, als dass er sie sich von den anderen nehmen ließe und dabei selbst noch gefährdet würde. Gewalt ist das eine wie das andere. Sarai zum Objekt degradiert hier wie dort. Sie handelt nicht, sie tut nichts. An ihr wird gehandelt, sie wird misshandelt und missbraucht, ein Stück Eigentum, zum Sex verwendet.

Damit wird aus dem Schwank aus alter Zeit eine brutale Geschichte vom Ausleben der Männlichkeit. In der Auslegungsgeschichte spiegelt sich wider, wie lange sich die männlichen Deuter schwer damit getan haben. Abram wurde geschützt, nicht Sarai. Der Täter, nicht das Opfer. Noch die lange Zeit übliche Bezeichnung dieser Erzählung als „Gefährdung der Ahnfrau“ setzt die männliche Brille auf. Der bloß Gefährdete und Ängstliche war ja doch wohl Abram. Und in Gefahr war vielleicht die Abfolge der künftigen Generationen – nach dem Motte des römischen Rechts „mater semper certa“: „Wer die Mutter ist, wissen wir immer“, nur eben den Vater nicht. Und ob der Abram ist oder der Pharao, das kann schon einen Unterschied machen und in den Augen männlichen Erbenstolzes eine Gefahr darstellen.

Sarai aber war nicht bloß gefährdet, sie war ganz reales missbrauchtes Opfer, preisgegeben von Abram, weswegen heute im Blick auf diese Erzählungen auch eher von der Preisgabe der Ahnfrau gesprochen wird. So wird die Erzählung zu einer zugespitzten Menschheitsgeschichte – die sich in Zeiten von MeToo neu und anders liest als in den gar nicht so lange vergangenen Zeiten, in denen die vielfältigen Formen von Missbrauch, Übergriff und Fehlverhalten so unter der Decke gehalten wurden wie Sarais Identität von Abram verschleiert wurde. Spätestens MeToo hat die Harmlosigkeit dieser Erzählung demaskiert, und es hat vielfaches Fehlverhalten demaskiert. Dadurch dass dieses bekannt ist, ist es allerdings nicht verschwunden. Dass in Hollywood Karrieren mit erzwungenem Sex zu tun haben, war keine Überraschung. Dass auch Schule und Universität, ja, selbst die Kirche vielfach davon

leben, dass Männern Macht über Frauen eingeräumt wird, müssen wir noch lernen – einschließlich dessen, dass meine und ältere Generationen noch lernen müssen, dass manches, was in unserer Jugend selbstverständlich schien, Teil dieser Unterdrückung war und ist.

Dass ein Wort über das gute Aussehen einer Mitarbeiterin meist nicht ein Kompliment ist, sondern eine Missachtung ihrer beruflichen Fähigkeiten. Dass es eine Benachteiligung von Frauen ist, wenn wir tiefe und laute Stimmen einsetzen, um zu Wort zu kommen – oder es akzeptieren, dass unsere Studenten das tun. Dass auch in unserer Kirche Pfarrerinnen noch immer nicht sicher sein können, dass sie vor Zudringlichkeiten männlicher Gemeindeglieder geschützt werden.

All das passiert, obwohl wir längst wissen, dass es nicht passieren sollte.

Und, um den Einwand, der dann immer gleich erhoben wird, gleich aufzunehmen: Ja, all das aufzulisten heißt nicht zu ignorieren, dass auch Frauen Macht ausüben können. Dass auch Frauen andere erniedrigen können. Ja, liebe Schwestern in Christus, natürlich könnt ihr das. Das wisst ihr, und das wissen wir. Aber der Text heute lenkt die Aufmerksamkeit auf die in der bitteren Realität weit überwiegende Zahl der männlichen Täter – und darauf, wie der männliche Blick auf die Welt Strukturen geschaffen hat, in denen es für Männer einfacher ist, erfolgreich zu sein und sich wohlfühlen als für andere. Der Verweis auf das Verhalten von Frauen hier und da, ändert an diesem Strukturproblem nichts.

Vor diesem Hintergrund könnte man überlegen, ob der Aufschrei von MeToo, Männer, ehe sie ein „YouToo“ daraus

machen, nicht zu jener Frage führen sollte, die die Jünger entsetzt beim Abendmahl stellten, als Jesus sagte, dass einer, der mit ihm speise, ihn verraten werde.

„Herr, bin ich’s?“

Das Entsetzen über einen Harvey Weinstein ist das eine – die sich umkehrende Frage ist die andere: Herr bin ich’s, der seine Macht über Menschen ausnutzt, die aufgrund ihres Geschlechts, aufgrund ihrer ethnischen Herkunft, aufgrund ihrer sexuellen Orientierung, aufgrund ihres sozialen Standes nicht über dieselbe Anerkennung und dieselbe Macht verfügt wie ich? Im Leben, in der Uni?

Leistung, so das Credo unseres Bildungssystems, setzt sich durch. So ist es auch. Aber im Bildungssystem ist es ein wenig wie mit dem Weltrekord auf 100 Meter, den Tyson Gay im Jahre 2008 beinahe aufgestellt hätte. 9,68 Sekunden hätten damals gereicht, vor Usain Bolts Fabellauf. Aber sie zählten nicht wegen zu viel Rückenwind. Wir sähen unsere Schulen und Universitäten wohl aus, wenn wir den Rückenwind einberechneten, den Menschen aufgrund von Voraussetzungen bekommen, die sie nicht selbst geschaffen haben. Der Zufall der Geburt, der sie in einen bestimmten sozialen Zusammenhang und einen bestimmten Bildungshorizont gestellt hat.

In unserem Bildungssystem haben wir die objektiven Messgeräte nicht, die am Ende eines Rennens das Übertreten der Ziellinie hundertstelsekundengenau feststellen können. Mit unseren Noten suggerieren wir uns eine Scheingenauigkeit, die verschleiern kann, dass auch in dieses Zahlenwerk subjektive Eindrücke einfließen. Ein Student spricht nicht das Bildungsbürgerdeutsch, das wir Professoren pflegen – vielleicht

ist er trotzdem klug, aber wir registrieren es nicht. Aber auch das Aussehen mag eine Rolle spielen. Ob mir jemand sympathisch ist oder nicht – ob sein, ihr Gesicht in mir Resonanzen anschlägt oder nicht, all das mag die Note beeinflussen, die so scheinobjektiv Leistung anerkennt. Das sind die subtilen Formen von Verdrängung und Missachtung, die nicht nur mit dem Geschlecht zu tun haben, aber eben auch damit.

Es legt sich ja in gewisser Weise nahe, dass ich genau den, die am besten finde, die, der mir am ähnlichsten ist. Das heißt auch, solange die, die lehren, nicht so vielfältig sind wie die Studierenden, ist die Gefahr einer Missachtung derjenigen, die nicht repräsentiert sind, da.

Umso wichtiger bleibt jene Aufmerksamkeit: „Herr bin ich’s?“ Bin vielleicht ich es, der wie Abram eine Frau zum Objekt degradiert und damit ihren Weg in Studium und Beruf erschwert? Bin vielleicht ich es, der die Struktur gewordene Männlichkeit vieler Bereiche der Gesellschaft nutzt, um mich vom Rückenwind tragen zu lassen, während andere gegen ihn arbeiten müssen? Wenn die Frage zur Frage nach der Vergangenheit wird: „Herr, war ich’s, hier und da in meinem Leben?“; wird es kaum jemanden geben, der auf diese Frage ehrlich ein Nein erwarten kann. Blickt man heute auf die Vorstellungen über Geschlechter vor dreißig, vierzig Jahren zurück, so kann man gelegentlich erschrecken, wie selbstverständlich damals die männliche Dominanz ignoriert wurde, die unserer Gesellschaft eingeschrieben ist und an der die, die damals lebten, zu größten Teilen selbstverständlich Anteil hatten. Aber auch für die Gegenwart gilt wohl, dass auch heute die Erzählung davon gültig ist, die wir vorhin als

Evangelium gehört haben (Joh 7,53-8,11): wie Jesus männliche Fehlwahrnehmungen korrigiert hat, als er im Blick auf die, die gegen die Ehebrecherin wetterten, sagte: „Wer unter euch ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein.“

Sie sind fortgegangen – aber das Ende und Ziel der Geschichte ist nicht, dass alle auf ihre Sünde starren, sondern Jesus sprach die Ehebrecherin von ihren Sünden frei und gab ihr den Auftrag, künftig nicht mehr zu sündigen. Das „Herr, war ich’s“ und das „Herr, bin ich’s?“, von allen Glaubenden, gleich welchen Geschlechts und welcher Herkunft, gesprochen, gefühlt und gedacht, öffnet den Blick auf die Zukunft. Nicht mehr zu sündigen ist ein großes Wort, wohl zu groß für uns Menschen, die immer daran bleiben werden, zunächst auf uns, auf unser Eigenes und unseren Vorteil zu schauen.

Aber bei allem, was wir tun, die Frage zu stellen: „Herr, bin ich es gerade jetzt? Bin ich dieser Abram, der andere zum Objekt macht?“, das kann den Weg dafür freimachen, in jedem anderen Menschen nicht das mögliche Spiegelbild unser selbst zu entdecken, sondern den Spiegel Gottes, dessen Kind jeder Mensch ist. Es wäre ein Weg zu einer Gesellschaft, in der nicht Herrschaft und Macht zählen, sondern Anerkennung und Respekt. Ein Weg, in dem der andere Mensch nicht preisgegeben wird, sondern gefördert, geschätzt. Und geliebt. Den Weg zu dieser Gesellschaft wies uns Gott, unser Vater und Mutter, sein Sohn Jesus Christus und der Heilige Geist, der uns mit Leben und lebendiger Hoffnung füllt.

Amen